

VOLKER SCHUPP

Die Nacht in Emmendingen, Johann Peter Hebel und
das Oberland

Die Nacht in Emmendingen Johann Peter Hebel und das Oberland*

von Volker Schupp

I

Es gibt einen Augenblick im Leben Johann Peter Hebels, den man als Hebelsche Kalendergeschichte erzählen kann. Aber die Kalender-Geschichte, die eine höhere oder tiefere Wahrheit möglichst unkompliziert vermitteln sollte, und die Realität passen nicht ganz zusammen. Die Kalenderpoesie hat über die Wirklichkeit noch nicht siegen können, weil ein Rechthaber eine Anmerkung geschrieben hat.

Doch zuerst die Geschichte:

Der Mensch hat wohl nicht alle Tage Gelegenheit, von anderen mit seinen eigenen Trostgründen getröstet zu werden; aber wenn es geschieht, leitet ihn Gottes Hand umso fühlbarer. Als durch die Länderverschiebungen unter dem Kaiser Napoleon die schöne Stadt Freiburg mit den katholischen österreichischen Vorlanden unter das protestantische Haus Baden kam, richtete man in Freiburg die erste evangelische Pfarrei ein. Angeboten bekam sie der Professor Johann Peter Hebel in Karlsruhe. Seine „Alemannischen Gedichte“, Kinder des Heimwehs nach dem Oberland, hatten ihn gerade bekannt gemacht. Es bot sich ihm also die Gelegenheit, in das Land seiner Poesie zu ziehen und mit den Leuten wieder in der Sprache seiner Gedichte sprechen zu können. „Ist mir so etwas an der Wiege gesungen worden?“ dachte er; „Steht so etwas im Bohnenlied?“ Da er nicht gleich reisen konnte, um mit eigenen Augen zu schauen, schwankte er unentschlossen hin und her wie ein Uhrenpendikel. Freiburg, wo er viel zu finden hoffte, und Karlsruhe, wo er gewiss so viel verlöre, lagen in den beiden Waagschalen. Als er denn schliesslich hinreiste und mit eigenen Augen schaute, konnte die Aussicht, Stadtpfarrer und Universitätsprediger zu werden, auch mit einer erhöhten Besoldung das Zünglein an der Waage nicht zum dauernden Ausschlag bringen.

Im Emmendinger Pfarrhaus machte er auf dem Heimweg Station und verbrachte die Nacht beim befreundeten Dekan. Er konnte nicht einschlafen.

* Vortrag gehalten „Z'Müllen in der Post“ vor dem Hebelbund am 24.2.1989 und in Emmendingen 27.6.1989.

Was sollte er tun? Er hatte ja nie den Wunsch gehabt, für immer in Karlsruhe zu bleiben und sich nach einer Landpfarrei im Oberland gesehnt. Aber diese lag ja in der Stadt. Und war es überhaupt erstrebenswert, die angebotenen Collegia an der Universität zu lesen? Es schlug Mitternacht, und er konnte kein Auge zutun; es schlug eins, immer noch wälzte er sich schlaflos hin und her. Die Sorgen wichen nicht. Da hörte er die Stimme des Nachtwächters. Es war sein eigenes Lied, Verse aus den „Alemannischen Gedichten“, das jener sang.

Loset, was i euch will sage;
D'Glocke hat Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi.

Unausgeschlafen, aber getröstet setzte er die Reise fort und erfuhr den Wink der göttlichen Vorsehung im Wunsch des edlen Grossherzogs Carl-Friedrich, er möge in Karlsruhe bleiben. Er werde sich dadurch nicht schlechter stellen¹.

So könnte die Geschichte lauten, wenn nicht Friedrich August Nüsslin, der Sohn des Emmendinger Dekans, 1860 nicht etwa angemerkt hätte, dass sein Vater bei der Bestellung des Nachtwächterliedes die Hand im Spiel gehabt hätte² – das tat er nicht –, sondern, dass Hebel erst auf dem Hinweg war. „Dass übrigens dies allein (d. h. das Nachtwächterlied) ihn nicht bestimmte, in Karlsruhe zu bleiben, ist schon daraus ersichtlich, dass er die Reise nach Freiburg fortsetzte“³ – sagt Nüsslin.

Hin- oder Rückreise – das ist bestimmt nicht so wichtig; eine angetretene Reise in einer so schwerwiegenden Angelegenheit hätte kaum einer abgebrochen, zumal wenn er so wenig von der eigenen Willenskraft äusserlich

¹ Das Ereignis ist berichtet in der von G.F.N. SONNTAG verfassten Biographischen Einleitung zu Johann Peter Hebel, *Sämtliche Werke (SW)* in 8 Bänden, Karlsruhe (Chr. Fr. Müllersche Hofbuchhandlung) 1834: Bd. 1, S. XXXIV – XLI. Ebenso in WILHELM ZENTNER, *Johann Peter Hebel. Eine Biographie*, Karlsruhe 1965, S. 136; undeutlicher bei WILHELM ALTWEGG, *Johann Peter Hebel, Frauenfeld/ Leipzig* 1935, S. 82. Ohne das Emmendinger Ereignis: Hebels Briefe Nr. 187, 189, 190, 191, 193, 197; vgl. WILHELM ZENTNER (Hg.), *Johann Peter Hebel, Briefe in 2 Bänden*, Karlsruhe 1957, Bd. 1 und ROLF MAX KULLY, *Johann Peter Hebel, Stuttgart (Sammlung Metzler)* 1969, S. 46.– REINHOLD SCHNEIDER geht in seiner Erzählung „Der Wächterruf“ (R. S., *Der ferne König*, Freiburg 1959, S. 244–252) mit der Realität völlig frei um. Er lässt Hebel in der „Post“ übernachten, aber aus NÜSSLIS Angabe [Anm. 3] geht hervor, dass er im Pfarrhaus gewesen sein muss.

² Dieses vermutet ZENTNER, *Biographie* [Anm. 1], S. 136.

³ FRIEDRICH AUGUST NUSSLIN (Hg.), *Briefe von Johann Peter Hebel an einen Freund* (mit Erläuterungen), Mannheim 1860, S. 16.

gelenkt wurde wie J. P. Hebel. Was gab schliesslich den Ausschlag, dass er in Karlsruhe blieb? Der Spruch des Fürsten:

„Bleib er hieniden, wenn's beliebt,
Allhier es auch noch Batzen giebt,“⁴

oder der Entschluss in der schlaflosen Nacht zu Emmendingen? Für uns tut es wenig zur Sache. Es kommt darauf an, was der Entschluss bewirkte. Erkennt man das, so kann man auch sagen, was ihn wohl letztlich mitbewirkt hat, innerlich mitbewirkt hat, selbst wenn sich Hebel dessen gar nicht bewusst gewesen wäre. Er bewirkte, dass sich Hebels Leben zunächst einmal fortsetzte, wie es in Karlsruhe angelegt war, vielleicht mit einer ihm selber immer bewusster werdenden Unwiderruflichkeit. Er bewirkte, dass wir, um die Frage nach den Beweggründen zu beantworten, das Oberland einmal als das sehen müssen, was es für ihn bedeutet hat, als er noch dort war, sehen müssen, was Hebel an Wissen und Lebenserfahrung mit sich nahm, als er von Lörrach nach Karlsruhe berufen wurde, und wozu ihm das Oberland dann dort wurde.

II

Wie Hebel in sein Geburtsland hineingeboren und hineinerzogen wurde, wie er durch die jährliche Übersiedlung seiner Eltern im Sommer nach Basel, wo sie „in Stellung“ waren, zu einer doppelten Heimat kam, einer im Dorf und einer in der Stadt, einer in der Markgrafschaft und einer in der Schweiz, zu all dem kann leider nicht viel mehr gesagt werden, als was wir (allermeistens von Hebel selber) aus seiner späteren Zeit wissen.

Die einzigen, die wohl noch zu direkten Quellen Zugang hatten, sind die Verfasser der Lebensbeschreibungen in den beiden ersten Werkausgaben. Uns hilft es leider nicht viel, wenn wir wissen, dass Hebel mit seiner Mutter von Hausen nach Lörrach hin- und herwanderte, dass er vom 6. bis 12. Lebensjahr in Hausen in die Schule ging, wenngleich es ein nicht zu unterschätzendes Denkmal der Anhänglichkeit ist, wenn er seinem Lehrer noch im Rheinländischen Hausfreund 1817 „eine Gerechtigkeit“ widerfahren lässt⁵. Aber das ist kein sehr typischer Bezug im Sinne unseres Themas. (Wer hätte nicht allen Anlass, seinen Lehrern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.)

⁴ So verifiziert Hebel selbst, Brief 193 (ZENTNER, Briefe [Anm. 1]). Die Erleichterung ist ihm anzumerken im Brief 191 an Haufe: „Ich bleibe in Carlsruhe ... Unter anderm wills der Grossherzog haben, was mir sehr lieb ist, damit ich nicht selber wählen darf“ (= muss).

⁵ ALTWEGG [Anm. 1], S. 22; ansonsten FRITZ LIEBRICH, J. P. Hebel und Basel, Basel 1926.

Die Talente des Knaben führten dazu, dass er in Schopfheim die Lateinschule und in Basel das Gymnasium besuchen durfte. Der Tod der Mutter am Rande der Strasse zwischen Brombach und Steinen änderte des Jungen Leben grundlegend. Ab 1774 setzte er seine Schulzeit im Karlsruher Gymnasium Illustre fort, bis er von dort zum Studium der Theologie nach Erlangen wandern durfte.

Für uns wird er dann erst wieder interessant, als er 1780 als Vicarius ad tempus beim Pfarrer Schlotterbeck in Hertingen anfang. Dort unterrichtete er ausser einigen Dorfjungen die Kinder des Pfarrers und war von 1782 an noch Pfarrverwalter in Tannenkirch, was ihm offenbar die zunächst vom Kirchenrat abgelehnte Ordination einbrachte. Er war noch zu jung gewesen⁶. So hatte er zunächst wohl genügend freie Zeit. Er benutzte sie zu einer reichlichen Lektüre, die er in teilweise erhaltenen Exzerptheften festzuhalten suchte. Neben theologischen Werken las und exzerptierte er bis in die Karlsruher Zeit hinein die neueren Werke der deutschen Literatur (Klopstock, Möser), aber auch Erasmus von Rotterdam sowie aktuelle Zeitschriften⁷.

In keiner Weise ragt Hebel hervor, als er, 23 Jahre alt, nach Lörrach an die Schule berufen wird, die seit 1926 seinen eigenen Namen trägt. Er unterrichtet dort Religion, Geschichte, Geometrie und auch eine Wochenstunde Deutsch, hauptsächlich aber Latein. Ganze 8 Jahre hat es Hebel hier gehalten. Am 13. November 1791 verabschiedete er sich von den Lörrachern mit einer Predigt, auf die wir noch kommen werden. Das ist der letzte Abschnitt seiner Tätigkeit im Oberland.

Noch muss man aber bemerken, dass Hebel bis zu seinem Abgang nach Karlsruhe kein einziges alemannisches Gedicht verfasst hat, das er aufzuheben für wert gehalten hätte. Auch gibt es von keiner Zeit in Hebels Leben so wenige Briefe wie gerade aus diesen 8 Jahren in Lörrach. Ganze vier enthält die grosse Ausgabe⁸. Diese noch „vorallemannische“ Epoche wird also immer schlecht dokumentierbar bleiben, auch wenn das eine oder andere noch dazukommen mag. Und trotzdem müssen wir sie besonders wichtig nehmen, wenn wir uns fragen, was Hebel aus dem Oberland an Voraussetzungen mitbringt.

Bei dem Mangel privater Zeugnisse sind wir auf amtliche Dokumente verwiesen. Das ist auch nicht uninteressant, denn Hebel hatte Ärger mit seiner Behörde. In der Anstellungsanweisung des Markgrafen Carl Friedrich war angeordnet worden, den „Praeceptorats Vicarium nacher Lörrach ans Paedagogium in Gnaden zu vociren ..., denselben sodann in solcher Qualität der

⁶ Abweichend von den Biographien gibt W. A. SCHULZE, Hebels Aufnahme in den badischen Pfarrdienst, Markgräflerland NF 10 (1979) 148–158 eine überzeugende und rehabilitierende Darstellung des Übergangs vom Studium zum Schuldienst.

⁷ ALTWEGG [Anm. 1], S. 36–40, S. 256.

⁸ ZENTNER, Briefe [Anm. 1].

Gemeinde zu ersagtem Lörrach zu präsentiren und ihne zu seiner schuldigen Amtspflicht und einem exemplarischen Lebenswandel anzuweisen. Inmassen Wir Uns versehen und sind Euch in Gnaden gewogen. Datum Carlsruhe, den 28. Merz 1783⁹.

Was dies heisst, ist nicht auf Anhieb ersichtlich. Natürlich muss ein Lehrer einen exemplarischen Lebenswandel führen. Daran hat sich nicht viel geändert, wenn auch die Maßstäbe heute andere sind. Aber was waren Hebels Amtspflichten? Er meinte eben, er sei Lehrer am Gymnasium und damit habe es sich. Und genau das steht im ersten uns erhaltenen Brief, nämlich dass er sich "an ein neues Geschäft (nicht) binden lassen (will), das mich in meiner gegenwärtigen Lage nichts angeht." Wenn er eine Woche lang in die „Schulstube eingesperrt“ ist, dann will er am Samstag dafür eine Erholung haben und nicht eben die Predigt für den Sonntag vorbereiten¹⁰. Der Brief ist ihm übel bekommen. Der Vorgang wurde zu einer Anfrage des Kirchenrates an den Markgrafen aufgebläht, „wegen des Vicarii Hebels dahier, der sich weigert, Functiones ministeriales im Nothfall zu verrichten.“ Hier heisst es, dass sich Hebel „bey nunmehriger Anhäufung der Arbeiten auf Weihnachten gänzlich (weigere), auch bis auf die Administration des heil. Abendmahls, einige Arbeit bey der Kirche zu übernehmen, mit den Bezügen [d. h. also der Begründung, V. S.], dass er als bloser Praeceptorats-Vicarius keine Verpflichtung dazu habe.“¹¹

Darauf wird Hebel aus Karlsruhe bedeutet, wer Herr im Lörracher Haus ist.

Was steckt dahinter? Dass er mit Arbeit überlastet sei, kann man kaum annehmen; es sieht eher aus, als ob er frustriert wäre, wie man es heute nennen würde. Wenn er schon bei geringer Besoldung Lehrer sein muss, dann will er nicht auch noch Prediger sein. Aber auch zum Lehrer hatte er vielleicht nicht immer die rechte Lust; später schreibt er in einem Brief, er sei in Lörrach lange mit dem Gedanken umgegangen, noch umzusatteln und Medizin zu studieren¹². Das Gewöhnliche, Alltägliche reicht ihm jedenfalls nicht aus. In dieses psychische Bild passt sehr gut die Ausübung einer ekstatischen Privatreligion, des Proteuser-Kultes, mit seinen Lörracher Freunden. Zum Teil ist das Ganze eine jugendliche Viecherei. In ihrer verborgenen Grundlagen und ihren Auswirkungen jedoch ist sie nicht zu unterschätzen¹³.

⁹ AUGUST FESSLER, Aus dem Leben des Präzeptoratsvikars J. P. Hebel, Ekkhart, Jahrbuch für das Badner Land 1938, 69–72. Zu Hebels Lörracher Zeit: AUGUST BAUMHAUER, Von der Rötteler Kapitelschule zum Pädagogium und Hebelgymnasium in Lörrach, Badische Heimat 40 (1960) 102–109, bes. S. 106–109; JOSEF KLEK, J. P. Hebel und das Lörracher Gymnasium, Die Markgrafschaft 3 (1951); S. 2f.

¹⁰ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 1 (26.11.1784).

¹¹ FESSLER [Anm. 9], S. 70f.

¹² ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 351 (5.7.1812)

Zwei Dinge bleiben also in dieser Zeit für die Zukunft festzuhalten:

Einmal, dass Hebel predigen muss und es dann auch tut. Das ist nicht nur deswegen wichtig, weil er später in der Karlsruher Schlosskirche predigen wird, sondern weil er sich parallel zu seinen Überlegungen über die Reform des Sprachunterrichts auch Gedanken über die richtige Form der Predigt machen muss.

Zum zweiten, dass ein ekstatischer, in seiner Ernsthaftigkeit nicht immer leicht zu beurteilender Ausbruch aus der christlichen Tradition stattfindet¹⁴.

Es ist leichter zu sagen, wie das Proteusertum zustande gekommen ist, als was es ist und was es bedeutet. Trotzdem müssen wir dies versuchen, denn die Tatsache, dass die jungen Leute eine merkwürdige Besprechung eines Buches von Victor Leberecht Plessing, „Versuche zur Aufklärung der Philosophie des ältesten Althertums“¹⁵, zugrunde legten, besagt ja noch nicht viel. Dort aber las man vom griechischen Philosophen Parmenides und seinem Prinzip des Nichts. Das Nichts wurde wieder gleichgesetzt mit dem ewig sich wandelnden Proteus. Der Proteuserbund der Lörracher Freunde (Lörrach = Proteopolis) gab sich eine neue Zeitrechnung und eine eigene Sprache. Diese Sondersprache, zum Teil aus neuen Wörtern, zum Teil aber auch aus charakteristischen Wortverdrehungen bestehend, durchzieht noch den späteren Briefwechsel Hebels mit den übrigen Proteusern. Die Proteuser hatten einen heiligen Berg, den Altar des Gottes, den Belchen, und der Gottesdienst schlug sich in einem langen Gedicht mit dem Titel „Ekstase“ nieder, das bisher in seinem Zusammenhang noch nicht ganz verstanden ist. Es gibt auch so eine Art komische Heilige im Proteuserbund; sie nennen sie Proteologen, zu ihnen gehören ausser den griechischen Philosophen Parmenides und Diogenes der ewige Jude, weil Schubart in seinem Gedicht ihn sagen lässt: „des Seyns Flammenpfeil durchstach mich“¹⁶; – er kann deswegen nicht sterben –, wogegen Horaz in spielerischer Umdeutung gerade deswegen dazugezählt wird, weil er sagt: „Nihil – est ab omni parte beatum“¹⁷. Ironisch oder gewaltsam wird hier die Vokabel nihil/nichts der Alltagssprache mit dem philosophischen Begriff des Nichts gleichgesetzt. Der Gegenpol zu Proteus ist der Dengelegeist, in der charakteristischen Wortverdrehung „Desegeles geinet“, das böse Wesen überhaupt, der Antiproteus, der Teufel¹⁸.

¹³ Hierzu zuletzt WERNER SOMMER, Der menschliche Gott Johann Peter Hebels (Europäische Hochschulschriften, Reihe XXIII, Bd. 6), Frankfurt/M. 1972, S. 18–26, S. 119–135; VOLKER SCHUPP, Poetische Gipfelstürmer (Badische Landesbibliothek, Vorträge 9), Karlsruhe 1985.

¹⁴ SOMMER [Anm. 13], S. 26.

¹⁵ Rezension des Buches in der Allgemeinen Literatur-Zeitung Nr. 309 (19.10.1790).

¹⁶ SCHUPP [Anm. 13], S. 17. Schubarts Werke, ausgew. und eingeleitet von URSULA WERTHEIM und FRANZ BÖHM, Weimar 1959, S. 299 (Bibliothek deutscher Klassiker).

¹⁷ Horaz, c. II, 16,27ff.; vgl. SOMMER [Anm. 13], S. 130.

¹⁸ SOMMER [Anm. 13], S. 132.

Wenn man auch kaum sagen kann, was Ironie, Satire und tiefere Bedeutung ist, so steht doch dieser Nichtigkeitskult mit dem Wissen Hebels vom Wechsel der Dinge, vielleicht von der Nichtigkeit des Seins, im Zusammenhang. Es zeigt sich in späteren Produktionen, denen man die Verbindung mit dem Proteusertum nicht mehr ansieht, die aber gleichwohl unterirdisch vorhanden sein muss.

III

Wir müssen uns nochmals dem Konfliktpunkt „Predigt“ zuwenden¹⁹. Es blieb Hebel also nichts anderes übrig: statt mit den Freunden auf den Belchen zu steigen, musste er sonntags predigen und vorher natürlich die Predigt vorbereiten. Über den Umfang seiner Tätigkeit wissen wir nicht so genau Bescheid. Hebel wird schon in Hertingen gelegentlich gepredigt haben; er musste dann in Lörrach predigen, und eine Predigt ist aus Grenzach erhalten²⁰. Seine grosse Zeit war in Karlsruhe, wo er die Verpflichtung hatte, von Zeit zu Zeit in der Hofkirche zu predigen. Offenbar hat er an den grossen Festen den zweiten Festtag bestritten. Zu den Zuhörern gehörte regelmässig der Markgraf Carl Friedrich in Begleitung seines Hofes²¹. Von den 38 in Bd. 5 und 6 der ‚Sämtlichen Werke‘ gedruckten Predigten stammen nur zwei aus dem Oberland, die erwähnte aus Grenzach und die Abschiedspredigt aus Lörrach, gehalten am 21. Sonntag nach Trinitatis 1791. Sie ist für uns in zweierlei Hinsicht beachtenswert: Zum einen, weil Hebel nach einer Betrachtung über das Walten des göttlichen Wesens im „verwickelte(n) Gang der menschlichen Schicksale“²² am Schluss über sein „eigen Schicksal“ redet. Jetzt hat ihn der „gnädigste Landesfürst“ berufen. Die Disziplinargeschichte von einst wurmt ihn aber immer noch. Er muss noch einmal davon reden. Wer's allerdings nicht wüsste, würde es wohl überlesen.

„Es sind mehr als acht Jahre mir schnell und unvermerkt verschwunden, seit ich das erstmal an dieser heiligen Stätte das Wort des Evangeliums verkündete und, wiewohl es mein eigentlicher Beruf war, dem Unterrichts eurer Kinder obzuliegen, doch durch öffentliche Vorstellung vor dieser Gemeinde mit euch selbst in nähere Verbindung trat. Meine Empfindung fordert mich auf, es laut und öffentlich zu bekennen und zu rühmen, dass ich meinen

¹⁹ Zum folgenden OTTO FROMMEL, J.P. Hebel als Prediger, Zeitschrift für praktische Theologie 22 (1900) 193–217.

²⁰ SW VI [Anm. 1], S. 163–176: Predigt am zweiten Osterfeste 1788 über Luc. 24,13–35 (vor einer Landgemeinde gehalten zu Grenzach bei Basel).

²¹ FROMMEL [Anm. 20], S. 195.

²² WILHELM ALTWEGG, Johann Peter Hebels Werke (= Werke), 2 Bde. Freiburg o. J., Bd. 1, S. 525f.

Aufenthalt bei euch zu dem bestimmten Mass meiner Freuden und nicht meiner Leiden rechne ...“²³.

Auf die Leiden und Freuden kommt er, weil er in seinen vorausgehenden Betrachtungen über die Geschichte des Hauptmanns von Kapernaum, („Königischer“ heisst er nach Luthers Übersetzung; Joh. 4,47-54), Betrachtungen über das Verhältnis von Leiden und Wohltaten angestellt hatte – dialektisch: „Auch Leiden sind Wohltat; sie sind ein ebenso wesentlicher Bestandteil unseres Glücks als die Freuden“²⁴. Die Predigt ist ausserordentlich und verdient es wohl, mit dem Blick auf ein besseres Verständnis der Kalendergeschichten genauer gelesen zu werden.

Ansonsten sind Hebels Predigten nicht so, dass wir den Verfasser der Alemannischen Gedichte oder der Kalendergeschichten hinter ihnen vermuten würden. Das ist Hebel schon früh vorgeworfen worden²⁵. Aber auch sein Verteidiger, der meint, Hebel halte „den Vergleich mit den besten Predigern seiner Zeit aus“, wundert sich über den „völlige(n) Mangel an Beziehungen auf die in politischer Beziehung wahrlich genügend interessante Zeit“²⁶. Dass für die Karlsruher Predigten „jeder zeitgeschichtliche oder lokale Hintergrund“ fehlt, würde ich gerade in der Tatsache begründet finden, „dass diese Predigten vor einem der bedeutendsten Fürsten der damaligen Zeit gehalten sind“²⁷, als mich darüber zu wundern. Ansonsten brauchte Hebel sein Kirchlein nicht durch geistliches Politisieren zu füllen. Das gilt auch für die beiden oberländischen Predigten und hängt wohl mit dem Selbstverständnis der Zeit oder des protestantischen Predigers Hebel zusammen. Die Person des Predigers hatte zurückzutreten. Trotzdem liegt in der Homiletik ein Schlüssel zum Verständnis des Oberländischen bei Hebel. Nicht die Predigttexte selbst, sondern ihre durch Hebel fixierte Theorie hilft weiter.

Predigten haben ein gewisses Schema, das auch Hebel einhält. Der Verlesung des Schrifttextes geht ein Gebet voraus, das auf ihn Bezug nimmt und gewöhnlich in ein Vaterunser ausklingt. Nach der Lesung bringt Hebel eine Einleitung ins Thema, dann die einzelnen Betrachtungen und Anwendungen. Zu diesem einleitenden Gebet hat sich Hebel 1799 auf dem Dobel bei Her-

²³ Werke 1 [Anm. 23], S. 527.

²⁴ Werke 1 [Anm. 23], S. 522f.

²⁵ GEORG LÄNGIN, Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild, Karlsruhe 1875, S. 174: „Was die *Form* der Predigten betrifft, so sind sie ... reich an kräftigen, anregenden und erbaulichen Stellen. Unverkennbar geht durch sie Hebel's Talent zum Schildern und Ausmalen, seine Gabe, sich hinein zu versetzen in fremde Lagen und Stimmungen. Allein im grossen Ganzen ... Eindruck des Gedehnten, des Steifgelehrten und Trokenen; es mangelt ihnen jene ursprüngliche Frische und Kraft, jenes unmittelbare Herausquellen aus dem Reichen und Vollen, wie wir es in den Briefen, in den alemannischen Gedichten ... und in den Erzählungen des Hausfreundes finden.“

²⁶ FROMMEL [Anm. 20], S. 216.

²⁷ Ebd.

renalb „Ideen zur Gebetstheorie“²⁸ notiert, über die er mit anderen Pfarrern korrespondierte²⁹; seine Ideen habe er „an eigenen Erfahrungen und meist an eigenen Fehlern abstrahirt“³⁰. Allerdings zeigt Frommel, dass Hebel auch später noch „seinem Ideal nur in sehr unvollkommener Weise gerecht geworden“ ist³¹.

Ich kann aus den „Ideen zur Gebetstheorie“ nur aphoristisch das auswählen, was mit unserem Thema zusammenhängt, aber es ist bezeichnend, dass es schwerfällt, etwas wegzulassen.

1. „Wir haben unsere Gebete und Predigten von der alten Dogmatik gereinigt, reinige Gott auch unsern Stil von allem Schlendrian des Ausdrucks, ... Tausche der liebe Gott ... uns unsere natürliche Sprache wieder ein, die wir verloren haben, damit wir beten können, wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater, nicht wir steife Handwerksgenossen und Altgesellen im geschworenen Gruss.“

Die Anwendung auf die nichtreligiösen Texte:

Damit ist die Pflege der natürlichen Sprache gefordert, die später die Kalendergeschichten zeigen – gleich geeignet „für Gebildete und Aufgeklärte“: es folgt daraus aber nicht (oder jedenfalls nicht als einzige Wurzel), die Verwendung des Dialektes in den Alemannischen Gedichten – ich komme noch darauf.

2. „Oh dass ich, um reinen lebendigen Sinn und Trost in die Seelen des gemeinen Christen hinein beten zu können, zuerst aus ihr heraus zu beten wüsste!...“

Den Versuch, „reinen lebendigen Sinn“ zu äussern, bezeugen die eingeschobenen Sätze mit den Gedanken, die sich die Figuren in den Kalendergeschichten machen.

3. „Dem gemeinen Christen muss ... das Unsichtbare an das Sichtbare, das Zukünftige an das Gegenwärtige geknüpft und gleichsam als auf seine Basis aufgetragen werden, und auch dem Gebildeten tut's wohl. Es ist uns allen natürlicher und gedeihlicher, auf der Erde zu bleiben und nach dem Himmel hinaufzuschauen, als uns dem Himmel entgegenzuschrauben und, ohne ihn zu erreichen, in der leeren kalten, wenn auch noch so reinen Luft zu schweben. Wir sind Pflanzen, die – wir mögen's uns gerne gestehen oder nicht, – mit den Wurzeln aus der Erde steigen müssen, um im Äther blühen und Früchte tragen zu können ...“.

²⁸ Werke 1 [Anm. 23], S. 511–518.

²⁹ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 50 (21.7.1800) an Christian Theodor Wolf; Brief 56 (11.4.1801) an WILHELM Köster.

³⁰ Ebd., Brief 50.

³¹ FROMMEL [Anm. 20], S. 206.

Ich übergehe alle Bemerkungen zur Stilistik und komme zu

6. „Wie soll man zu dem Unsichtbaren beten? Gerade so, und gerade nur so, wie man mit dem Sichtbaren reden würde. Da liegt's!“
8. „Was macht ein Kirchengebet schwer? ... Dass es für Gebildete und Aufgeklärte zugleich gerecht sein muss. Dass es für beide nicht nur einmal, sondern lang und oft gut bleiben soll. Gibt's noch viel schwerere Aufgaben als diese?“
10. „Die Allgemeinheit der Ausdrücke und Vorstellungen taugt nichts, weil dadurch dem Betenden es schwer gemacht, wenigstens kein Anlass gegeben wird, an sich und an das Spezielle, was für ihn in der Allgemeinheit liegt, zu denken ...
Hingegen muss man doch nur bis auf einen Grad der speziellen Ausführung eines allgemeinen Gedankens gehen ... Die Ideen müssen nämlich so viel Unentwickeltes enthalten und so ausgedrückt sein, dass der Zuhörer ... auch oft etwas Neues dabei denken ... kann.“
12. „Popularität kann nicht nur, sie muss mit schöner Sinnlichkeit gepaart sein. Schöne Sinnlichkeit ist ein Teil der Popularität und die einzig mögliche Blüte der populären Schreibart.“
16. „Seitenlange Weltbürgersbitten für den Frieden unter allen Völkern, allgemeines Menschenwohl, für Ausbreitung der christlichen Religion, oder der Wahrheit und Aufklärung, der Moralität unter der Menschheit sind nicht nur unnütz, sondern auch zweckwidrig ...“.

Dagegen setzt Hebel:

„Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Sei dir und denen, mit welchen du in Verbindung lebst, und welche dir die Vorsehung aus der grossen Menschheit entgegenführt, was du dir und ihnen sein sollst ...“.

„Ohnehin ist diese ganze christliche Weltbürgerliebe, so sehr sie durch ihre Erhabenheit das Gemüt eines sehr gebildeten und moralischen Menschen affiziert, für den gemeinen Menschen, für den Bauern auf seiner Scholle Ackers, auf der er von der ganzen Menschheit gleichsam abgeschnitten ist, etwas Leeres, eben weil sie ihm zu erhaben ist ...“.

„Ich halte es daher für zweckmässiger, mit dem Zuhörer immer in seiner Sphäre, die er selber übersieht, im Kreis seiner Familie, seines Gewerverkehrs, seiner Gemeinde, seines Vaterlandes zu bleiben und nur seltener Blicke darüber hinaus zu tun ...“.

Das also ist die Theorie; es gäbe sie vielleicht nicht, wenn es nicht den Lörracher Zwang gegenüber dem Predigtfaulen gegeben hätte. Was bedeutet sie für den Dichter Hebel?

IV

Obwohl es vor allem um die „Alemannischen Gedichte“ geht, zunächst ein Beispiel aus den Kalendergeschichten. Es zeigt besser, was gemeint ist.

Den „Kannitverstan“ hat Hebel bekanntlich 1809 im „Rheinischen Hausfreund“ veröffentlicht. Über die nicht einmal drei Seiten gibt es inzwischen einen ganzen Taschenbuchband³², so dass man meinen könnte, jetzt hätten wir alles verstanden; aber wer will fast 200 Seiten lesen, wenn er sich eine alte Geschichte aus seiner Schulzeit vergegenwärtigt. Ich deute nur einiges an, was sich auf die „Ideen zur Gebetstheorie“ bezieht, um zu zeigen, dass diese Ideen eben bei Hebel nicht nur Gebetstheorie sind, und halte mich ansonsten nur an das, was mit dem Thema des „Oberländischen“ zu tun hat.

Bekanntlich hat Hebel eine französische Anekdote nacherzählt, deren Fassung nicht feststeht³³, vielleicht sogar schon in einer deutschen Übersetzung, die es seit 1783 jedenfalls gab³⁴. Aber vor der deutschen Fassung hat Hebel eine lateinische angefertigt, von der wir ausgehen sollten³⁵. Hebel war nämlich der Meinung, dass der Lateinunterricht zu reformieren sei, dass man dort Autoren lesen müsse, „die einen für die Jugend fasslichen und angenehmen Gegenstand bearbeiten“, wie er in einem Gutachten noch aus Lörrach dem Konsistorium mitteilte³⁶. Von der bis heute üblichen Cäsarlektüre hielt er nichts³⁷, weil der u. a. zu wenig unterhaltend sei und mehr für das Studium der Kriegskunst als der Sprache taugte. Hier kann man sehen, was der Gymnasialprofessor Hebel mit seiner Geschichte wohl wollte. „Amstelodami advena quidam Germanus et linguae eius gentis ignarus, cum augustas aedes mirabundus conspiceret, praetereuntem compellavit curiosulus: ‚Dic mihi, bone vir, cuius sunt hae aedes?‘ Cui ille festinans, ‚Kannitverstan‘, inquit.“³⁸

Damit ist der erste Teil der Geschichte schon erzählt. Das Ganze umfasst nicht einmal eine Seite. Kein Wort ist zuviel.

Die deutsche Fassung beginnt: „Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen“³⁹.

³² KURT FRANZ, Johann Peter Hebel, Kannitverstan. Ein Missverständnis und seine Folgen (Hanser Literatur-Kommentare Bd. 23), München/Wien 1985.

³³ Ebd., S. 13ff, S. 67f.

³⁴ Ebd., S. 69.

³⁵ Werke 1 [Anm. 23], S. 426f.

³⁶ ROLF MAX KULLY, Johann Peter Hebel als Theoretiker, Das Markgräflerland NF 10 (1979) 116–136; S. 118.

³⁷ Ebd., S. 133, Anm. 9; vgl. ZENTNER Briefe [Anm. 1], Brief 369 (11.5.1813) an Engler.

³⁸ Werke 1 [Anm. 23], S. 426.

³⁹ Werke 2 [Anm. 23], S. 123.

Was ist anders im Vergleich zur lateinischen Fassung? Eine allgemeine Erfahrung wird ausgesprochen („Der Mensch“), der Sinn der Geschichte wird vermittelt (Betrachtungen über den Unbestand; „zufrieden“ werden) und all das ausgedrückt in einer „schönen Sinnlichkeit“ („gebratene Tauben“), in einer populären anschaulichen Redewendung, und das noch für den Leser „in seiner Sphäre, die er selber übersieht, im Kreis seiner ... Gemeinde, seines Vaterlandes ...“, („in Emmendingen und Gundelfingen so gut als in Amsterdam“).

Im zweiten Satz hören wir, dass „ein deutscher Handwerksbursche“ (also nicht „advena quidam“) durch Irrtum zur Wahrheit kam (Thema der Geschichte).

Im dritten Satz sieht er „prächtige Häuser, wogende Schiffe und geschäftige Menschen“ (die Dreigliederung der Geschichte), und wir erfahren, dass er von „Duttlingen“ kommt.

Nun zeigt die lateinische Fassung, dass man die Geschichte auch ohne diese drei Ortsnamen erzählen kann; und sie funktioniert. Was man als Deutscher mehr hat, habe ich z. T. schon mit Hebels Worten gesagt. Man weiss jetzt, dass man auch daheim gescheit werden kann. Durch die Ortsnamen mutet einem die Geschichte zugleich vertraut an. Das merkt so gut wie jeder, aber man sollte doch nicht alles zusammenwerfen: „Bei Hebel wird aus ihm (nämlich aus dem Grafen einer möglichen französischen Quelle) ein deutscher Handwerksbursche von ‚Emmendingen, Gundelfingen oder Tuttlingen‘ – sagt der Elsässer Robert Minder⁴⁰, und ein anderer, der die Geschichte etwas gegen den Strich kämmen will, redet immer vom „Gundelfinger“⁴¹. So weit sollte man seine Ideologiekritik nicht treiben, dass man gar nicht mehr richtig liest. Als Oberländer weiss man eben, dass zum Zeitpunkt des Erscheinens von Hebels Kalender das ehemals markgräfliche Emmendingen und das nicht weit davon entfernte ehemals württembergische Gundelfingen im gemeinsamen Grossherzogtum Baden vereint sind: dass aber Tuttlingen jenseits des Schwarzwaldes, im Königreich Württemberg aus der Sicht des badischen Oberlandes etwas Hinterwäldlerisches anhaftet. Man hüte sich aber auch, durch die Bezeichnung von Emmendingen und Gundelfingen als „kleine schwäbische Städte, die gar nicht recht in den Massstab [zu Amsterdam V.S.] passen wollen“⁴², sich um die Erkenntnis bringen zu lassen, dass die im Verbreitungsgebiet von Hebels Kalender jetzt Vereinten Betrachtungen über den Unbestand der irdischen Dinge zu Hause anstellen können, während der etwas einfältige Schwabe von Tuttlingen nach Amsterdam wandern muss, um durch Irrtum zur Wahrheit zu kommen.

⁴⁰ ROBERT MINDER, Hebel, der erasmische Geist, in: RAINER KAWA (Hg.), Interpretationen zu Johann Peter Hebel (LGW – Interpretationen 52), Stuttgart 1981, S. 88.

⁴¹ JAN KNOPF, bei FRANZ [Anm. 33], S. 41ff; vom Herausgeber richtiggestellt.

⁴² So SIEGFRIED HAJEK, Kannitverstan – Die Geschichte eines literarischen Motivs, Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 14 (1973) S. 82.

Warum einer dichtet, ist gewöhnlich nicht zu sagen. Er hat eben Talent, er möchte, muss vielleicht sich ausdrücken, vielleicht hat er aber auch eine Absicht dabei, die er benennt. Aber auch dann gibt es Voraussetzungen, die nicht Ursachen sind. Warum einer dann schliesslich im Dialekt dichtet, ist sicher noch schwerer zu sagen, wenn er nicht selbst Gründe dafür angibt. Hebel sagt uns unter anderem, er wolle „dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele“⁴³ gehen lassen, aber man hat ihm das nicht abgenommen, wenigstens nicht als einzigen Grund. So steht als *communis opinio* die Meinung im Raum, die Alemannischen Gedichte seien Kinder des Heimwehs.

Das würde alles zusammen erklären, die Sprache, die liebevolle Ausmalung der Örtlichkeiten, der Eigenarten, Sitten, Trachten, Gebräuche, das Bevölkern der Gegend mit den seltsamsten Geistern. Da sitzt er nun, der Oberländer im grauslichen Unterland, im Welschkornland, in Karlsruhe, von dem er gelegentlich gesagt hat, es sei ihm zuwider, er fühle sich auch nach zwanzig Jahren noch als Fremdling⁴⁴. Das Bild der Heimat steigt in ihm hoch, er zerdrückt eine Träne im Auge und fängt an zu dichten von der Wiese, „Feldbergs lieblich(er) Tochter ...“.

Aber so einfach ist es nicht. Mit der „Wiese“ hat er auch gar nicht angefangen, sondern mit dem „Knaben im Erdbeerschlag“, und der ist zwar im Dialekt verfasst, aber er enthält keine genaue Lokalisierung; was im Gedächtnis bleibt, ist das Bild eines Engels, wie es sie überall gibt, und die Moral:

... Me muess
vor fremde Lüte fründli si
mit Wort und Red und Gruess
und's Chäppli lüpf z'rechter zit ...⁴⁵

Das hätten wahrscheinlich viele Markgräfler Pfarrer so reimen können.

Da würde der ‚Statthalter von Schopfheim‘⁴⁶ schon besser zur Theorie passen. Bis in die Orts- und Flurnamen ist er genau. Man könnte vielleicht sogar den Weg von Friedlis Leuten

nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
rechts und links ins Fahrnauer Holz ...⁴⁷

⁴³ Werke 1 [Anm. 23], S. 170.

⁴⁴ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 348 (1.6.1812) an Hitzig.

⁴⁵ Werke 1 [Anm. 23], S. 113.

⁴⁶ Dazu jetzt ADRIAN BRAUNBEHRENS/PETER PFAFF (Hgg.), Johann Peter Hebel. Der Statthalter von Schopfheim. Der Spaziergang an den See. Vorstudien zur Historisch-Kritischen Gesamtausgabe, Karlsruhe 1988.

⁴⁷ Werke 1 [Anm. 23], S. 80.

verfolgen, wenn man nicht wüsste, dass auch die Gegend ihr Gesicht geändert hat. Dazu kommt noch, dass die Liebesgeschichte eines Paares erzählt wird, von dem – angeblich, nach dem Gedicht! – manche Familien herkommen, ohne es zu wissen⁴⁸. Wie lebendig ersteht hier die Heimat zu einem historischen Zeitpunkt!

Aber die Zeit ist nicht widerspruchlos festzulegen. Vor 500 Jahren hat es keine „Panduren“ gegeben. Und schliesslich erfährt man noch aus Hebels Briefen, dass der Stoff aus dem Alten Testament genommen ist, was aber Hebel ebenso geheimgehalten wissen will wie seinen Namen⁴⁹. An Hitzig wird er deutlicher: „Es ist die Geschichte 1. Sam. 25, V. 2–42 im oberländer Dialekt, in Hexametern, die Scene ist im Schopfemer Kirchspiel.“⁵⁰ Dazu wäre zu ergänzen, dass die Geschichte von einem Erzähler, der wohl der angeredete Vetter Hans Jerg ist, während eines Gewitters erzählt wird. Eine Moral könnte erkennbar sein, nämlich dass der Hartherzige von Gott gestraft, die gute Frau und der ihr nachgebende Mann belohnt werden. Sie wird aber nicht *expressis verbis* geäussert, denn der Kunstgriff des Autors lässt das Gewitter mit einem Brandruf abrupt enden.

Das ist höchste Kunstfertigkeit: Die biblische Geschichte ins Oberland verlegt, alle Details charakteristisch und die Situation noch durch den Erzähler gebrochen; das Ganze in Mundarthehexametern, die auf die damalige Idyl-
lendichtung verweisen.

Was also hat Hebel zu solcher Produktion veranlasst? Gab es Voraussetzungen? Er selbst sagt im Vorwort, dass er für Freunde ländlicher Natur und Sitten (also Gebildete) schreibt und – wie erwähnt – „dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele“ senken will⁵¹.

Er verfolgt also einen didaktischen Zweck. Der aber kann nicht der einzige sein, denn einmal geht sein Dichten darüber hinaus, und zum andern schreibt er an Friedrich Heinrich Jacobi, dass er im 28. Jahr – er war damals ja noch in Lörrach – Minnesänger las und (deswegen) den alemannischen Dialekt versucht habe⁵². Wieder ein Verweis auf eine verschüttete oberländische Voraussetzung! Davon ist nichts erhalten, und die ‚Alemannischen Gedichte‘ passen in keiner Weise zum Minnesang. Trotzdem ist der Hinweis von höchstem Interesse, denn die ersten Herausgeber der Minnelieder waren sich schon klar, dass sie Dichtungen der alten alemannischen Sprache vor sich hatten⁵³.

⁴⁸ Ebd., S. 84.

⁴⁹ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 49 (Mai 1800) an Engler.

⁵⁰ Ebd., Brief 52 (Ende Sept. 1800) an Hitzig.

⁵¹ Werke 1 [Anm. 23], S. 170.

⁵² ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 309 (28.1.1811) an FRIEDRICH Heinrich Jacobi.

⁵³ Hebel war im Besitz von BODMERS Sammlung von Minnesingern, aus dem schwäbischen Zeitpunkte, Zürich 1758. – Über die sprachgeschichtlichen Zusammenhänge, wie sie im 18. Jh. allmählich erkannt und bekannt wurden, informiert HANS

Hebel knüpft also sprachlich, nicht der Form nach, an eine Tradition an, die die grosse Dichtung des Mittelalters, des 12. und 13. Jahrhunderts konstituiert hatte. Und es ist interessant zu sehen, dass andere, die wieder nicht ohne Hebel zu denken sind, ebenfalls vom Geiste des Mittelalters berührt waren, am deutlichsten der niederdeutsche Germanist Heinrich Hoffmann von Fallersleben, den die Kenntnis der alten deutschen Literatur und Sprache befähigte, Hebels Alemannisch zu lesen, was ihn wiederum antrieb, selbst alemannisch zu dichten, ohne dass er Hebel zu erreichen vermochte⁵⁴. Schwebte Hebel auch noch vor, einen versickerten Strom altdeutscher Dichtung in einem Nebenarm zum gerade anschwellenden Hauptstrom der neueren deutschen Literatur aufs Neue fließen zu lassen? Es gibt einen berühmten Brief, der solche Gedanken durchaus in den Bereich des Möglichen rückt⁵⁵, gerade weil er sich so sehr beeilt, sie zu bestreiten.

Vielleicht ist es wichtig, dass der ‚Stadthalter von Schopfheim‘ eine Liebesgeschichte ist, Hebel hätte denn über das Artistische und Heimatliche hinaus individuelle Gefühle einfließen lassen. Dass eben die Alemannischen Gedichte nicht bei den geäusserten Zwecken stehen geblieben sind, dass Hebel zum wirklichen Dichter geworden ist, das zeigt ‚Die Vergänglichkeit‘, auch wenn hier vielleicht ebenfalls die Bibel ein Entstehungsmotiv beisteuert, die Endzeitvision, das himmlische Jerusalem und Formulierungen der Psalmen wie *Sicut ignis qui comburit silvam, et sicut flamma comburens montes*⁵⁶. Der durch die Wahl des Ortes zwischen Brombach und Steinen, wo einst Hebels Mutter gestorben war, versteckt gegebene biographische Bezug braucht nicht abgestritten zu werden, aber er scheint mir auch nicht alles zu erklären.

Man hat das Gedicht zunächst wenig beachtet, dann aber unter dem Eindruck des Weltbrandes und der verkohlten Schwarzwaldberge (Belchen und Blauen) als Endzeitmythos angesehen. Tatsächlich ist die Ausmalung des Weltendes aber nur dessen höchste Steigerung, die sogar etwas aus der Stimmung herausfällt, die die Überschrift und der Anfang bringen. Die Röttelner Ruine ist der Ausgangspunkt, an dem der Aetti dem Sohn die allgemeine Vergänglichkeit darstellt:

TRÜMPY, Schweizerdeutsche Sprache und Literatur im 17. und 18. Jh. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 36), Basel 1955, S. 85–99.

⁵⁴ VOLKER SCHUPP, Ein norddeutscher Nachfolger J. P. Hebels, *Badische Heimat* 40 (1960) 162–167.

⁵⁵ ZENTNER, *Briefe* [Anm. 1], Brief 65 (8.2.1802) an Gräter. – Gräter muss bei aller Aufmunterung doch solche Bedenken erhoben haben, denn Hebel schreibt auf das nicht erhalten gebliebene Antwortschreiben: „Unbedingt stimme ich in Ihren patriotischen Wunsch ein, dass die Einheit der deutschen Sprache, die uns fast allein noch als eine Nation zusammenbindet und charakterisiert, durch eine zu eifrige Provinzial Cultur der Dialekte nie möge gefährdet werden.“ ZENTNER, *Briefe* [Anm. 1], Brief 88 (22.2.1803).

⁵⁶ Psalm 82,15.

's chunnt alles jung und neu, und alles schlicht
sim Alter zue, und alles nimmt en End ...⁵⁷

Es sind vor allem Vater und Sohn selbst diesem Gesetz unterworfen, das dann am Verfall des eigenen Hauses und am Untergang Basels dargestellt wird.

Beim Weltende schliesslich wird tröstend der Weg der Menschen, ihre Wiedervereinigung in einem himmlischen Jerusalem eingeführt. Sowohl der Rahmen, die Fahrt der beiden auf dem Ochsengespann, als auch die Vision selbst sind lokalisiert. Die Welt entsteht und vergeht vom Nächsten, Eigensten her. Hier zeigt sich einmal der in den „Ideen zur Gebetstheorie“ niedergelegte Kunstverstand, dass „das Unsichtbare an das Sichtbare geknüpft ... werden“ muss. Die Vergänglichkeit, der Weltuntergang beginnt „im Kreis ... (der) Familie“⁵⁸; es ist aber eben noch mehr, da über Bueb und Aetti hinaus Dichter und Leser selbst Betroffene sind.

Moralische Merkverse spielen kaum eine Rolle. Die Heimat entzieht sich. Hier treffen wir auf Hebelsches Lebensgefühl, das nicht mit der dichterischen Kompensation nordbadischer Heimatlosigkeit erklärt werden kann; „im Verläufer popperet“ bei ihm immer wieder „der Wurm“⁵⁹. Das Gefühl des einfältigen Tuttlingers brauchte er nicht in Amsterdam zu suchen, es drängte sich ihm in Rötteln⁶⁰ und in Rüppur auf anlässlich der römischen Ruinen und des Tisches, an dem Erzherzog Carl den Plan zum Rückzug machte und an dem Hebel sein *Vesper ass*⁶¹. Die Vergänglichkeit als Lebensgefühl ist bei Hebel dort begründet, wo der ewige Wechsel mit dem Nichts, zu dem dann das einzelne Seiende wird, in Beziehung gesetzt wird, also proteusisch gesprochen Proteus mit dem μή ὄν: das aber ist bei Hebel schon vor dem Belchismus in einer philosophischen Betrachtung formuliert⁶², völlig nüchtern und un sentimental.

Das Proteusertum bildet also gewissermassen die poetische Jugendblüte, das Vergänglichkeitsmotiv der „Alemannischen Gedichte“ die Frucht, die ihre besondere Reife durch Hebels Darstellungskunst erfährt, wie sie in den „Ideen zur Gebetstheorie“ formuliert ist, aber diese gewiss überschreitet. Hier ist das Auffallende, dass sich die Heimat zu entziehen beginnt, und das nicht bloss in der Dichtung und nicht nur unter dem Eindruck des Neuen Testaments. Schon bei der Reise von 1801 bemerkt er, dass er „viele, die mir einst werth waren, nimmer fand ... ich hatte etwas von der Empfindung, wie wenn

⁵⁷ Werke 1 [Anm. 23], S. 106.

⁵⁸ Ebd. S. 518.

⁵⁹ Ebd. S. 107.

⁶⁰ Ebd. S. 39: vgl. ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 85 (Anfang Febr. 1803) an Gustave Fecht.

⁶¹ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 76 (3.10.1802) an Gustave Fecht.

⁶² Werke 1 [Anm. 23], S. 492f.

ein Verstorbener nach 100 Jahren wieder käme und den Schauplatz seines verwehten Lebens wieder besuchte⁶³. Das ist die Zeit, in der die Alemannischen Gedichte entstehen. Das gewöhnliche Heimweh wäre demgegenüber ein doch etwas leichtgewichtiges Gefühl⁶⁴.

Muss man da nicht eher vermuten, dass diese Dichtungen eine seelische Reaktion auf die nun aus der philosophischen Betrachtung in das Empfindungszentrum der Persönlichkeit des alternden Mannes dringende Erkenntnis sind, dass auch die Heimat der allgemeinen Vergänglichkeit unterworfen ist? Dass nicht nur er sich dem Oberland entfremde, sondern die Heimat an sich vergehe. Der Schluss-Erkenntnis „und möcht jetz nümme hi“ (im letzten Vers) lässt der Fuhrmannsruf keine Entfaltung: „Hüst Laubi, Merz!“

Dieses Daseinsgefühl mag mit Hebels Melancholie zusammenhängen. Nicht nur die Bilder des gemütlichen Kalendermannes geben uns ein zu oberflächliches Bild. Selbst in seinen Briefen überspielt er solche Gedanken und lässt sie nicht hochkommen. „Sehen Sie dass ich neidig bin? Wie ichs drehe? Jezt wäre ich auf dem rechten Schapiter, wenn ich an jemand anders als an Sie schriebe“⁶⁵. Die Freunde wussten aber von seiner melancholischen Stimmung, die sich in den letzten Lebensjahren noch häufiger einstellte⁶⁶. Man

⁶³ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 63 (25.10.1801) an Gustave Fecht. Ruinen sind Hebel einerseits „die Eselsohren im grossen Buch der Geschichte“, weil sie „die merkwürdigsten Stellen in demselben“ bezeichnen (Aphorismus 35, Werke 1, S. 401), aber ihre Existenz legt ihm nahe, die Erde dereinst als Ruine unter den Sternen anzusehen (Werke 1, S. 398).

⁶⁴ Die Heimwehtheorie, die psychologisch unvollständig ist, wurde schon im Lebensbild der SW I, S. XXXVI [Anm. 1] geäußert und seither immer beibehalten. Dass Hebel gelegentlich Heimweh hatte, sei nicht bestritten, nur hat er selbst es nie im Zusammenhang mit den Alemannischen Gedichten beschworen, weil er wohl wusste, dass deren Mutterboden so einfach nicht sein konnte. Denn einmal wäre er schon gerne ein alemannischer Dichter gewesen, als er noch in Lörrach war, zum andern bestimmte ihn die Erkenntnis, dass es die Heimat, wie er sie meinen mochte, nicht geben konnte. So kann auch der Brief 348 (1.6.1812) an Hitzig nicht als Kronzeuge dienen, denn das „heimlich mutterende und bruttlende Heimweh“ gilt einem ziemlich imaginären Oberland. Auch liessen sich gewissermassen neutralisierende Bemerkungen dagegensetzen, wie aus Brief 330 (13.10.1811) an Gustave Fecht und Karoline Güntert: „Von Weil zog es mich, wie Heimweh nach C.-Ruhe zurück, ausgenommen in Freyburg“ – und gerade dort hatte er nicht hinwollen. Eine Feststellung wie: „Hebel's dialect poems are the product of nostalgia“ greift eben zu kurz; LEONARD FORSTER, Johann Peter Hebel and „Die Vergänglichkeit“, German Life and Letters 29 (1975/76) 59–71, hier S. 63. Das „Heimweh“ richtet sich auf alles, was der Vergänglichkeit anheimfällt. Die Gestalt der Mutter nimmt gewiss einen hervorragenden Platz ein. Die (mündliche) Bemerkung meines Kollegen Carl Pietzker, das Gefühl, Heimat entziehe sich, sei durch den jährlichen Wechsel von Basel nach Hausen schon frühkindlich angelegt, scheint mir durchaus plausibel.

⁶⁵ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 76 (3.10.1802) an Gustave Fecht; „neidig“ im Sinne von „übellaunig“ (vgl. ZENTNERS Anm., Briefe 2, S. 793).

⁶⁶ FRIEDRICH AUGUST NÜSSLIN, Nachtrag zu den Briefen von J. P. Hebel an einen Freund, Mannheim 1862, S. 8, Anm. 2.

sollte sich nicht davon blenden lassen, dass bei kaum einem Autor oder Briefschreiber so viele Gastwirtschaften und Weinschöppli vorkommen.

So ist es zu erklären, dass er in seinen Briefen immer wieder begründen muss, warum Besuche im Oberland nicht zustandekommen, seine Reisen immer seltener werden und schliesslich ganz aufhören⁶⁷, obgleich ihm trotz der Altersbeschwerden die Körperkräfte nicht fehlen und er ja auch auf einer Reise vom Tod ereilt wird.

So ist es auch verständlich, warum er wohl froh war, dass ihn der Grossherzog beredete, nicht nach Freiburg zu gehen. Freilich gab es Zeiten des Rückfalls. Es gab Momente, wo er Besuchern zeigen musste, dass er auch in der Fremde in der Heimat lebte, der Übereifer, mit dem er in Karlsruhe den Baseler Graveur Hueber im Gespräch nötigte, „durch alle Gassen und Gässlein von Basel mit mir (zu) schlupfen“, dass der eben gestehen musste, „dass ich Basel besser kenne als er“⁶⁸, ist schon verräterisch.

Hebel spürte wohl, dass er die Heimat nicht mehr gefunden hätte. Sie war inzwischen ein Kunstgebilde eigener Art geworden, das Hebel sogar theoretisch zu fassen vermochte, das (deswegen) in der Dichtung zu gewinnen war, das sich aber dem täglichen Leben entzog. Hier liegt wohl das Geheimnis des überdauernden Erfolges der Alemannischen Lyrik. Hebel hat einerseits seine „heimische Dorfgemeinde als ein Muster für die Bedürfnisse, Fassungskraft, Gefühls- und Vorstellungsweise ...“ im Auge⁶⁹, andererseits aber richtet er den Blick von seinem in Karlsruhe erreichten distanzierten Erkenntnisstand aus auf dieses vergangene Hausen und vergängliche Oberland, das somit, von zwei Blickpunkten gesehen, plastisch wird; einst erlebte Realität und reflektierte Kunstwirkung durchdringen sich.

Nicht nur in Geschichten, die einer erfindet, drückt sich sein Lebensgefühl aus, sondern auch in denen, die er des Aufschreibens für wert erachtet, die er bearbeitet. Und das Gefühl für die Kunst und das Leben sind vielleicht doch unterirdisch verbunden. So gibt es unter den Kalendergeschichten eine, die die Vergänglichkeit von Menschenleben und -welt exemplarisch darstellt. Im „Unverhofften Wiedersehen“ ist die Braut zu einer alten Jungfer mit Krücke zusammengeschrumpft und steht nun vor dem seit 50 Jahren toten Bräutigam, der seine jugendliche Schönheit bewahrt hat. – Dieser unaufhaltbare Prozess der Vergänglichkeit hat Hebel selbst und seine reale ferne Heimat ergriffen; sie ist durch Umsiedlung nicht wiederzugewinnen, sie hat sich aber im sprachlichen Kunstgebilde irreal schön erhalten. Freilich, auch literarische Werke entgehen der Vergänglichkeit nicht, aber denen ist eine längere

⁶⁷ Die letzte Reise ins Oberland war 1812; s. Johann Peter Hebel, Eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag, Ausstellungskatalog hgg. von der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe 1985, S. 218.

⁶⁸ ZENTNER, Briefe [Anm. 1], Brief 346 (16.5.1812) an Gustave Fecht.

⁶⁹ Ebd. Brief 50 (21.7.1800) an Wolf.

Lebensdauer beschieden, die auf menschlichen Konstanten gründen, die klassisch sind.

VI

Wie könnte also die Emmendinger Nacht tatsächlich verlaufen sein? Fangen wir die Geschichte nochmals von vorne an:

Der Mensch hat wohl nicht alle Tage Gelegenheit, mit seinen eigenen Trostgründen getröstet und erleichtert zu werden; aber wenn es geschieht, leitet ihn Gottes Hand umso fühlbarer. Als durch die Länderverschiebungen unter dem Kaiser Napoleon die schöne Stadt Freiburg mit den katholischen österreichischen Vorlanden unter das protestantische Haus Baden kam, richtete man in Freiburg die erste evangelische Pfarrei ein. Angeboten bekam sie der Professor Johann Peter Hebel in Karlsruhe. Seine „Alemannischen Gedichte“ hatten es gerade zu unerwarteten literarischen Ehren gebracht. Es bot sich ihm also die Gelegenheit, in das Land seiner Poesie zu ziehen und mit den Leuten wieder in der Sprache seiner Gedichte sprechen zu können. „Ist mir so etwas an der Wiege gesungen worden?“ dachte er, „Steht so etwas im Bohnenlied?“ Da er nicht gleich reisen konnte, um mit eigenen Augen zu schauen, schwankte er unentschlossen hin und her wie ein Uhrenpendikel. Freiburg, wo er viel zu finden hoffte, und Karlsruhe, wo er gewiss so viel verlöre, lagen in den beiden Waagschalen. Aber bis zur Abreise konnte auch die Aussicht auf eine höhere Besoldung als Universitätsprediger das Zünglein an der Waage nicht aus dem Schwanken herausbringen.

Vor der Entscheidung im Emmendinger Pfarrhaus verbrachte er die Nacht beim befreundeten Dekan. Er konnte nicht schlafen. Was sollte er tun? Er hatte ja nie den Wunsch gehabt, für immer in Karlsruhe zu bleiben und sich nach einer Landpfarrei im Oberland gesehnt. Aber diese lag ja in der Stadt. Und war es für ihn überhaupt erstrebenswert, Collegia an der Universität zu lesen?

Es schlug Mitternacht, und er konnte kein Auge zutun. Wenn er Freiburg annähme, könnte er die ersehnte Ruhe in einem Pfarrhaus finden und, wer weiss, auch noch an der Seite einer Pfarrersfrau, die ihm helfen würde, seinen Schäflein ein guter Hirte zu sein. Idyllische Bilder eines Vorgartens mit dunkelroten Rosen und einem weissgestrichenen Zaun schoben sich vor sein geistiges Auge. Aber den ersehnten Schlaf brachten sie nicht. Es schlug eins, immer noch wälzte er sich hin und her. War das wirklich das Bild seiner Zukunft? Wenn er aus dem Traum erwachte und sich auch im Oberland als Fremder wiederfände? Wo waren seine Freunde? Schon bei der letzten Reise hatte er viele, die er einst gut gekannt, nicht mehr angetroffen, die Jugendfreunde waren alt und behäbig geworden, älter, als er sich selber fand;

Die Nacht in Emmendingen - J. P. Hebel und das Oberland

wie ein Geist war er sich vorgekommen, der an den abweisenden Orten seiner vergangenen Jugendstreiche spukte. Die flüchtige Wiese floss immer noch dem Rhein zu, aber Hammerwerke und Blasbälge übertönten Wasserrauschen und Vogelgezwitscher. Die Sorgen wichen nicht. Da hörte er die Stimme des Nachtwächters. Es war Hebels eigenes Lied, das jener sang.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herze nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nötig gsi. -

Unausgeschlafen, aber getröstet setzte er am Morgen die Reise fort. In Freiburg waren alle sehr freundlich zu ihm, er hatte jedoch das Gefühl, sein Leben wurzele in einer davon nicht erreichbaren Tiefe. Entscheiden konnte er so nicht. Den Wink der göttlichen Vorsehung erkannte er im Wunsche des edlen Kurfürsten Carl-Friedrich, er möge in Karlsruhe bleiben; es werde zu seinem Schaden nicht sein. So geschah es. Und wenn er später Freunden launig erzählte, er sei drei Tage Stadtpfarrer in Freiburg gewesen, so traten ihm die langen Stunden vor die Seele, in denen er in Emmendingen Not gelitten und schliesslich Tröstung erfahren hatte.